

Die Herbstzeitlose - die Dame ohne Hemd

Autor(en): **Schnack, Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **60 (1956-1957)**

Heft 2

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-664261>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

als an ihrem Ehemann. Ich glaube, ganze acht Prozent haben gestanden, dass die Frauen fehlerlos seien . . .» Bill lachte: «Fehlerlos . . .»

«Warum nicht?» kam sofort die scharfe Antwort von Ulla, «ich meine fehlerlos im Vergleich zu den viel ungeheuerlicheren Unarten, die sich die Ehemänner ihren Hausfrauen gegenüber erlauben. Ich nehme an, dass Sie am Ende Ihrer Weisheit angelangt sind, Herr Kollega, und dass Sie mir eine Antwort gestatten. Dass das Trinken der Hauptfehler der Männer ist, darin sind sich wohl die Frauen der ganzen Welt einig. Behaupten zu wollen, die Frau treibe den Mann mit ihrem ewigen Nörgeln ins Wirtshaus, ist milde ausgedrückt, ein schlechter Witz. Und Egoisten . . .?»

Die Frauen seien zu egoistisch? Lassen Sie mich lächeln, guter Mister Palmer. Es gibt keinen grössern Egoisten als den Mann, der unbekümmert zu spät zum Essen kommt, aber sofort heftig reklamiert, wenn das Essen einmal nicht auf die Minute bereit ist; der immer tut, was ihm behagt, ganz unbekümmert um das, was die andern wünschen. Und dann das Kommandieren . . . Sie wollen doch etwa alle jene Herren Hirschen, die alles besser wissen, die wie ein Tyrann daheim befehlen und jede Antwort als ungehörig unter den Tisch wischen, nicht etwa ableugnen? Der Mann ist der mächtige Chef im Geschäft oder er führt das grosse Wort im Verein, und tut genau dasselbe daheim in der Familie. Und wenn Ihre Männer behaupten, die Frauen seien verschwenderisch und werfen das Geld weg, so bin ich überzeugt, dass viele Frauen sich wegen der Knauserigkeit, wegen des offenen Geizes ihrer Männer beklagen können! Ich kenne einen Fall hier, lieber Herr Palmer, nicht in Amerika, bei dem die Gatten miteinander in einer Bäckerei etwas kauften, Madame ein paar Törtchen, Monsieur ein paar Salzstengel, und Monsieur beim Zahlen sagte: Ich zahle die Stengel . . .

Sowie der Herr Ehemann der Frau den Ring an den Finger gesteckt hat, meint er, dass ihm die Frau nun gehöre, dass er nun in allem zu bestimmen habe. Darf ich Ihnen etwas sagen? Sie behaupten, wenn die Frau verheiratet sei, lasse sie sich gehen, mache sich für den Mann nicht mehr hübsch, werde fett und vernachlässigt . . . Ich antworte Ihnen: dass die meisten Männer nach der Ehe es sofort vergessen, ihren Frauen wie vorher ein wenig den Hof zu machen. Die Frau würde sich nicht beklagen über den vielen Haushalt und das tägliche Schufteln, wenn ihr der Mann — und zwar nicht nur in den ersten paar Ehejahren, sondern

überhaupt immer — von Zeit zu Zeit eine kleine Freude bereiten, eine Aufmerksamkeit erweisen, z. B. ein paar Blumen bringen würde — auch an einem gewöhnlichen Werktag! Und all das erkläre ich Ihnen, trotzdem ich nicht verheiratet und nicht einmal verlobt bin, sondern ganz einfach Ulla, «Fräulein Ulla», wie sie mich im Institut nennen. Eigentlich dürfte ich in dieser Diskussion nicht mitreden — ich habe dennoch gesprochen . . .»

Friedrich Schnack

D I E H E R B S T Z E I T L O S E — D I E D A M E O H N E H E M D

Die Herbstzeitlose, die Blume aus dem Lilien-geschlecht, hat ihre fahlglühenden Blütenbecher auf die Matten und Grasflächen gestellt, und nun, da alle ihre Kelche dastehen, wie herbeigetragen von geheimnisvollen Händen, feiert sie ihren Frühling im Herbst. Die gemähten Wiesen leuchten am Morgen grüngolden, wenn die Sonne sie mit ihrem geklärten Schein überstäubt und die Bäume anleuchtet, in deren Gezweig die Früchte schimmern und die Tautropfen blitzen. Die Herbstzeitlosen darunter gleichen Gläsern auf schlanken Stielen. Wird noch ein Trunk kredenzt, wiewohl die Nächte schon kühl sind? Bienen und Hummeln finden in den Bechern noch Nektar, und die wespenähnliche, von blassem Gold blitzende Schwebefliege speist von dem Pollenmehl.

Eigenwillig hat sich die seltsame Blume über die Feld- und Wiesenordnung hinweggesetzt: sie ist ein Sonderling und liebt die Ausnahme. Während sich die letzten Blumen an die Raine und Wald-ränder hingerettet haben, und die meisten Gäste der Fluren schon abgereist sind, fängt die Herbstzeitlose an zu leben. Am Abend des Jahres, da die Schatten lang werden, regen sich in ihr Kräfte, wie sie ihren Schwestern aus dem Reich der Lilien, dem Krokus, dem Maiglöckchen oder dem Türkenbund, nur im Frühling oder Vorsommer zuteil geworden sind. Ihre späte Blumennatur erhellt die späte Wie-

senzeit, aus dem gealterten Jahr schöpft sie ihr bleiches Licht. In der Septime des noch kürzlich vom Regenbogen über die Hügel gewölbten Farbenbandes steht ihre Tönung an letzter Stelle — mit ihr ist die schicksalhafte Siebenzahl ausgezählt: ihr verwaschenes, zu Lila entfärbtes Licht lässt nichts mehr erhoffen. Adonis, der Wachstumsgeist, ist in die Unterwelt gefahren. Seine Ankunft im Reiche der Schatten, wo er seine Ferien verbringen wird, verkündet oberirdisch die acherontische Lampe. Zwischen Grün und Weiss, zwischen Wiesenherbst und Wiesenwinter, entsteigt sie der Erde als eine nackte Blume, die von keinem grünen Blatt bekleidet und geleitet wird. Schutzlos steht sie da mit dem Spottnamen «Dame ohne Hemd» oder «Nackte Jungfer». Aber diese Jungfer ist ältlich, und ihr Teint ist verschossen. Schimmert sie halb magisch, da ihre zahllosen, über die Wiese hinuschenden Flämmchen einen zweiten Frühling vortäuschen, so blüht sie, die zeitlose Blume, wie vor einem mythischen Gefilde: vor der Schwelle des alten, sagenhaften Kolchis, wo Medea, die antike Zauberin, ihre betäubenden und tödlichen Tränke brauchte. «Colchicum autumnale» heisst in den Büchern die vom grasenden Vieh gemiedene Blume: fernes Sagenland und Herbstklang tönen aus diesen Worten.

Eduard H. Steenken

« G A S T H A U S I M W I E S E N G R U N D »

Diesen kleinen Passus konnte man kürzlich in der Annonce einer Familienzeitschrift lesen. Er war gewiss nicht neu, doch berührt er neu und irgendwie tröstlich im Zeitalter des Massenreisens, der internationalen Campinglager, des Flugzeuges. Ja, die Gasthäuser im Wiesengrund oder am Waldrand oder an einem fischreichen Bach sind nicht eingegangen, sie haben sich auch bis in unsere heutigen Tage hinein behauptet und täuscht nicht alles, so werden sie gerade in den letzten Jahren wieder stärker aufgesucht. Ganz gewiss hängt das

mit dem Bedürfnis echten Ferienmachens, mit der Sehnsucht nach Stille, mit den Ferien unserer Eltern, die zumeist sensationslos sich erholten, zusammen. Hinzu kommt ein anderer Wert. Das Gasthaus hat sich nicht eingerichtet auf Massenbetrieb, es hat seine individuelle Art beibehalten, mag es sich auch hier und da ein wenig modernisiert haben: die Zimmer haben fliessendes Warm- und Kaltwasser, sehr oft dient ein gutes Badezimmer den Gästen, ein Frigidaire sorgt für ein kühles Bier am Nachmittag im schattigen Garten, aber damit hat es auch sein Bewenden, eine allzu starke Umstellung auf Modernität um jeden Preis würde heute den Gast — womit wir einen ganz bestimmten Typ meinen — eher verjagen.

Sehr oft sind diese Gasthäuser im Besitz von Familien, die mit dem Lande verbunden sind. Manchmal gar sind sie noch Bauern. Die Stallungen schliessen sich den Wirtschaftsräumen an. Die Milch hat ihren unvergleichlichen Geschmack. Man ist generös was die Butter betrifft bei dem morgendlichen Frühstück und mag auch die übrige Küche nicht immer das letzte Raffinement kennen, so weiss sie doch manchem verwöhnten Gaumen durch ihre währschafte Zubereitung wohlzutun. Viel wichtiger aber als diese familiäre und materielle Atmosphäre scheint mir die grössere, das heisst die Ferien, die man in einer zumeist noch unverbildeten Natur macht. Der «Wald oder Forst», wie es im Annoncentext heisst, bietet sich hier nicht nur buchstabengetreu an, er ist in reichem Masse vorhanden, man kann in ihm, wenn man will, dem Abenteuer begegnen, stellen sich Kontakte mit der Bevölkerung ein, so sind sie zumeist von echter Art, man hat es nicht mit einer Schicht von Menschen zu tun, die von den Fremden «lebt», sondern mit Bauern, Handwerkern, Waldarbeitern, Fischern, die sich vom Dasein der wenigen Gasthäuser keine goldenen Früchte versprechen, sondern sie nehmen wie sie sind: freundliche Stätten des Rastens und Ruhens, wo man gelegentlich zu einem Kartenspiel oder kühlem Trunk einkehrt. Etwas anderes tritt hinzu: noch immer gibt es stille Wiesengründe und kleine Waldtäler auf diesem übervölkerten Kontinent, wo nicht jeder Meter Landes abgegrenzt und nutzbar gemacht wurde, die «Freiheit», und sei es manchmal auch nur ihre Illusion, gibt diesen Landschaften ihre verborgene Grösse. Kein Wunder, dass man von solchen Wanderungen und Ausflügen, die zumeist zu Fuss vor sich gehen, erquickt und wundersam angeregt zurückkommt.